

Die letzten Opfer des Genozids

Zwanzig Jahre nach dem rwandischen Völkermord warten die Kinder von Vergewaltigungsoffern noch immer auf Anerkennung

Während des Völkermords in Rwanda sind Zehntausende von Frauen der Tutsi vergewaltigt worden. Dass in der Folge viele von ihnen schwanger wurden, wird oft verdrängt. Die Mütter und ihre Kinder sehen einer ungewissen Zukunft entgegen.

Markus M. Haefliger, Kigali

In Rwanda kann man sich als Fremder heute kaum vorstellen, welcher Irrsinn vor zwanzig Jahren losgebrochen ist. Kein anderes Land in Afrika sieht so sauber und ordentlich aus. In der Hauptstadt Kigali werden Strassen und Trottoirs gefegt, und es verkehren Busse, deren Fahrpläne online abrufbar sind und eingehalten werden. Nur Plakate verweisen auf die blutige Geschichte. Sie rufen von Pfählen und Mauern: «Kwibuka 20», erinnert euch! Am 6. April 1994 war der damalige Präsident Rwandas, ein Hutu, bei einem Flugzeugattentat getötet worden — das Fanal für den Beginn des Völkermords. In den folgenden drei Monaten töteten Soldaten und Milizen mindestens eine halbe Million Menschen, vor allem Angehörige der Minderheit der Tutsi, aber auch politisch gemässigte Hutu.

Vergewaltigung als Waffe

Zwanzig Jahre später verbirgt die glatte Oberfläche persönliche Geheimnisse von Schuld, Scham, Furcht, Rachegeilsten. Nur die Gefühle von Trauer und Versöhnung — echte wie unechte — werden kundgetan. In vielen Seelen brodeln es noch immer. Der rwandische Völkermord wurde in rasendem Tempo verübt; vermutlich wurden über 250 000 Tutsi allein zwischen dem 7. und 21. April getötet. Frauen wurden in einem schrecklichen Ausmass Opfer von sexueller Gewalt. Laut ausführlichen Ermittlungen von Menschenrechtsorganisationen und der Uno wurden bis Juli 1994 über 250 000 Tutsi-Frauen vergewaltigt.

Vergewaltigungen seien die Regel gewesen, Frauen nur ausnahmsweise verschont worden, schrieb 1996 der als Uno-Sonderberichterstatter eingesetzte René Degni-Ségui. Die Dunkelziffer ist gross. Die Regierung in Kigali und rwandische Opfervereinigungen, die ausschliesslich dokumentierte Fälle berücksichtigen, gehen von 20 000 Vergewaltigungen aus. Die meisten Opfer erlitten innere Verletzungen, viele erkrankten an Aids. Eine nicht vollständig erfasste Zahl von Frauen brachte im Jahr nach dem Genozid ein Kind zur Welt.

Marie-Gorette Umuhoya lebt im Distrikt Gicumbi nördlich von Kigali in einem gemieteten Häuschen. Land besitzt sie keines. Sie schlug sich letztes Jahr als Händlerin durch, kaufte den Bauern der Umgebung Cassava ab und veräusserte die Ware im 40 Kilometer entfernten Kigali auf dem Markt. Aber der Gewinn war zu klein, um die Miete zu zahlen und Nahrungsmittel für sich und die Kinder zu kaufen. Nun arbeitet sie als Tagelöhnerin auf den Feldern von Nachbarn und verdient pro Einsatz 700 Rwanda-Francs (90 Rappen).

Marie-Gorette sitzt auf einer einfachen Bastmatte und erzählt mit tiefer, klangvoller Stimme. Im linken Ohr hat sie einen winzigen goldenen Knopf sitzen. Wenn Marie-Gorette einen Dialog wiedergibt oder Erstaunen äussert, öffnen sich ihre Augen weit. Sie lacht ein ausdrucksvolles Lachen, ihr Körper krümmt sich dabei.

Sie hat drei Kinder, von denen zwei bei ihr leben. Die 11-jährige Raissa wurde von einem Kollegen gezeugt, während Marie-Gorette als Dienstmädchen in der Hauptstadt arbeitete. Der 13-jährige Kevin, der die Schuhe der Gäste reinigt und sorgfältig in eine Reihe stellt, ist der Sohn eines kongolesischen Camionneurs, der Marie-Gorette in den Osten Kongo-Kinshasas entführte, einsperrte und zu Sex zwang. Im Falle des Ältesten, des 19-jährigen Patrick, der wegen der Schule bei der

Grossmutter in Kigali lebt, ist der Vater unbekannt. Marie-Gorette war im Mai 1994 als 14-Jährige in Kabgayi im Zentrum des Landes von Soldaten festgehalten und über eine längere Periode mehrfach vergewaltigt worden.

Spät erwachte Mutterliebe

Die Geschichte von Marie-Gorette und ihrem Sohn ist die Geschichte einer spät erkämpften Mutterliebe. Patrick erfuhr die Wahrheit über seine Herkunft erst vor anderthalb Jahren, nachdem die Mutter die Hilfe von Kanyarwanda, einer Vereinigung zur Unterstützung von Vergewaltigungsoffern, beansprucht hatte. Die Organisation nahm sich als erste der besonderen Sorgen von Müttern an, die als Folge von Vergewaltigungen ein Kind geboren hatten. Sie leiden neben physischen und psychischen Beschwerden meistens unter Armut und ziehen ihre Kinder alleine auf. Oft werden sie geächtet. Dazu kommen Diskriminierungen. Der staatliche Fonds d'assistance aux rescapés du génocide zahlt Waisen des Genozids Schulgeld und Universitätsstipendien, aber Jugendliche, die aus Vergewaltigungen hervorgingen, erhalten keine Förderung. Sie gelten, weil sie im Jahr nach dem Genozid geboren wurden, offiziell nicht als «Überlebende».

Kanyarwanda («Volk der Rwander» in der Landessprache) begann 2009 mit ausländischer Unterstützung, betroffenen Kindern das Schulgeld für die Sekundarschule zu finanzieren, das pro Kopf rund 300 000 Rwanda-Francs (385 Franken) pro Jahr ausmacht. Später erhielten Mütter und Kinder Gelegenheit, in Gruppen- und Einzelgesprächen über ihre Anliegen zu reden. Laut Beatrice Niweburiza, einer beteiligten Therapeutin, hatten die Kinder schon im Alter zwischen acht und elf begonnen, Fragen nach dem Vater zu stellen. Aber sie bekamen keine Antworten. «Die Kinder suchen ihre Identität, die Frage danach quält sie», sagt Beatrice Niweburiza. Erst die Gewissheit, damit nicht alleine gelassen zu werden, habe vielen Müttern und Kindern erlaubt, eine normale Beziehung aufzubauen.

Auch im Haus von Marie-Gorette war das Thema lange tabu. Patrick sei innerlich verstossen worden, erklärt die Betreuerin Jaël Nirere. Astheri, die Grossmutter, beschimpfte den Knaben als «Henkersbrut» und «Sohn eines Interahamwe» (die Bezeichnung für eine radikale Kampfgruppe wurde nach 1994 zum Sammelbegriff für alle Hutu-Milizen des Völkermords). Wenn Patrick die Mutter fragte, was es mit den Flüchen auf sich habe, schlug sie ihn. Mit elf Jahren riss er von zu Hause aus. Er wurde ein «Mayibobo», ein Strassenkind, das beim Busbahnhof von Nyabugogo, einem Marktquartier Kigalis, bettelte und Abfallhaufen plünderte.

Erst jetzt machte sich die junge Mutter — Marie-Gorette war 26 — ein Gewissen. «Ich ging jeden Nachmittag nach Nyabugogo und blieb, bis es Nacht wurde», erzählt sie. Sie rief Patrick mit seinem Übernamen «Babu». Andere Strassenkinder sagten ihr, dass er mit ihnen gehe, aber sich jedes Mal verdrücke, wenn sie aufkreuze. Patrick erinnert sich: «Ich dachte, dass sich zu Hause nichts verändert hat. Und die Heimkehr wurde umso schwieriger, je länger ich wegblieb.» Wir treffen den Jüngling einen Tag nach der Begegnung mit der Mutter. Er ist von schmaler Statur und trägt einen orangen Fleece-Pulli, saubere Bluejeans und Sandalen. Er wirkt jünger als 19. Die Frage nach der Zukunft beantwortet er mit einer Gegenfrage: «Wusstest du mit 19, was du werden wolltest?» Die Frage ist ehrlich gemeint, nicht provokativ.

Die Leidenszeit der Trennung von Mutter und Sohn dauerte dreieinhalb Jahre. Kurz vor dem 15. Geburtstag traf Patrick seinen besten Kameraden aus der Primarschule, der ihn um Hilfe bat, weil er glaubte, als Mayibobo könne Patrick seine Sachen für die Sekundarschule auftreiben — die Mappe war gestohlen worden. Patrick wusste keinen



Auf der Flucht vor den Hutu-Milizen überqueren Rwander im Mai 1994 die Grenze nach Tansania.

JEREMIAH KAMAU / REUERS



Nach dem Ende des Genozids bricht eine Rwanderin auf der Flucht nach Goma im Juli 1994 zusammen.

ULLI MICHEL / REUTERS

Rat, aber er erinnerte sich nun, dass er früher in der Schule besser gewesen war als sein Freund. Plötzlich reuten ihn die verlorenen Jahre. Am Dienstag, 13. Januar 2009, einen Tag nach Schulbeginn, kehrte er heim. Die Mutter war sprachlos. «Ich versteckte mich im Nebenzimmer, damit er nicht erneut ausreist, wenn er mich sieht», sagt Marie-Gorette. Aber Patrick holte die Schul Sachen hervor und wusch seine Kleider. Dann rief er die Mutter. «Du musst mir eine Schule finden», trug er ihr auf.

Lebenslügen

Die Geschichten gleichen sich und sind doch immer verschieden. Offizielle Stellen schätzen die Zahl der Kinder, die von Vergewaltigern gezeugt wurden, auf 2000 bis 5000. Survivors Fund (Surf), die britische Partnerorganisation von Kanyarwanda, registrierte bisher 1077 betroffene Mütter und 1122 Söhne und Töchter. Die höhere Zahl von Jugendlichen ist darauf zurückzuführen, dass Tutsi-Frauen nach 1994 von Hutu-Milizen in den Osten Kongo-Kinshasas verschleppt wurden und dort als Sexsklavinnen nochmals schwanger wurden. Sam Munderere von Surf glaubt, dass die laufenden Unterstützungspro-

Trauerarbeit und Herrschaftsanspruch

mhf. • Am Montag beginnen in der rwandischen Hauptstadt Kigali die Feierlichkeiten zum Gedenken an den Ausbruch des Völkermords an den Tutsi vor zwanzig Jahren. Laut Programm wird Präsident Kagame am Genozid-Mahnmahl zunächst eine Gedenkflamme entfachen. Das Feuer dazu war seit Jahresbeginn in einer Staffeln durch das Land getragen worden. Die Flamme soll bis Ende Juni brennen, in Erinnerung an die hundert Tage, während deren Hunderttausende von Menschen umgebracht wurden. Darauf folgt ein Volksmarsch zu einem Stadion, wo eine symbolische Totenwache abgehalten wird.

Die Feierlichkeiten «Kwibuka 20» stehen unter dem Motto «Erinnerung, Einheit, Wiederaufbau» und werden vom Front populaire rwandais (FPR) organisiert. Die heutige Regierungspartei hatte sich 1994 als eine hauptsächlich von Tutsi angeführte Rebellenbewegung an die Macht gekämpft; sie beendete den Genozid. Der FPR versteht sich seither als alleiniger Vertreter der Opfer und nutzt dies innen- und aussenpolitisch als Legitimation seiner andauernden, hegemonalen Herrschaft. Die Feierlichkei-

ten, die in den nächsten drei Monaten parallel zur historischen Ausweitung des Völkermords in Regionen und Orten des Landes stattfinden, sollen den Anspruch untermauern.

In den letzten Jahren haben westliche Geberländer und Verbündete zunehmend eine kritischere Distanz zum Regime in Kigali gesucht. Zuvor hatte man Kagame im Bewusstsein eigener Versäumnisse während des Völkermords fast alles durchgehen lassen. Die aggressive Einmischungspolitik Rwandas im benachbarten Osten Kongo-Kinshasas und die ungehemmte Verfolgung von Regimegegnern durch mutmassliche rwandische Auslandagenten stiessen jedoch zunehmend auf Ablehnung.

Die veränderte Wahrnehmung spiegelt sich in der Besucherliste der Feierlichkeiten am Montag. Neben der Uno, die durch Generalsekretär Ban Ki Moon vertreten ist, wollen sich nur Belgien und Grossbritannien durch ihre Aussenminister vertreten lassen. Aus Amerika wird Uno-Botschafterin Power erwartet. Andere Partner, darunter Frankreich und die Schweiz, lassen sich durch Botschafter vertreten.



Bei einer Gedenkveranstaltung im März 2014 hören sie den Erinnerungen von Zeugen des Genozids zu.

BEN CURAIS / AP



Rwanda wuchsen nach 1994 viele Waisen in «Kinderfamilien» auf mit einem jugendlichen Familienoberhaupt.

DIRK GEBHARDT / LAIF

gramme noch mehr Mütter zum Comingout ermutigen würden. Der Druck wachse, Söhne und Töchter stellten im Alter von 19 Jahren detaillierte Fragen zu ihrer Herkunft, sagt Munderere.

Eine Notlüge, zu denen Mütter häufig Zuflucht nahmen, war die Behauptung, die Kinder seien «enfants de la victoire», also im Taumel von Siegesfeiern gezeugt worden, nachdem der Front patriotique rwandais (FPR), die Tutsi-Guerilla des heutigen Präsidenten Paul Kagame, die Völkermörder in die Flucht geschlagen hatte. Die Wahrheit kam oft Jahre später in einem der traditionellen Dorfältesten-Tribunale ans Licht, den sogenannten Gacaca-Gerichten, die zwischen 2005 und 2012 fast zwei Millionen Urteile gegen Mörder, Vergewaltiger oder Plünderer während des Genozids aussprachen.

Laut Munderere wurde eine signifikante Minderheit von Vergewaltigungen von feigen Profiteuren und Komplizen der Völkermörder verübt. Sie gaben vor, die Opfer zu verstecken und zu beschützen. «Es handelte sich um Bekannte und Nachbarn», sagt Munderere, «sie kannten die Opfer persönlich — und umgekehrt.» Nach dem Völkermord flüchteten schwangere Vergewaltigungsoffer nach Möglichkeit in einen anderen Lan-

desteil, um nicht an den Pranger gestellt zu werden. Als sie ein Jahrzehnt später als Zeuginnen in den Gacaca-Prozessen aufgebeten wurden, mussten sie an ihrem ehemaligen Wohnort aussagen. Das Geheimnis lüftete sich.

Armut im Modellland

Viele Vergewaltigungsoffer liessen abtreiben. Im Distrikt Bugesera im Osten des Landes treffen wir U., die ihren Namen nicht preisgeben will. Sie war während des Genozids 32, ihre jüngeren Schwestern waren 15 und 22 Jahre alt. Alle drei Schwestern wurden vergewaltigt, die mittlere kam um, die jüngste, E., wurde von einer Hutu-Miliz in ein Lager im Osten Kongo-Kinshasas verschleppt. Sie gebar zwei Kinder und wurde verrückt. U., die bei der verwitweten Mutter blieb, war ebenfalls schwanger geworden und liess abtreiben. Sie ist HIV-positiv und leidet an Unterleibsbeschwerden. Jetzt kümmert sie sich um die psychisch kranke Schwester und um J., die 19-jährige Nichte, die aus der Vergewaltigung hervorgegangen ist. J. war im Glauben aufgewachsen, die Tante sei ihre Mutter. Vor zwei Jahren brachte eine Bemerkung den Stein ins Rollen. Das Mäd-

chen erfuhr von den Vergewaltigungen, reagierte aggressiv und versuchte, U. zu erpressen. Sie sollte ihr immer teurere Kleider kaufen. «Sie hatte Angst», sagt U., «der Vater würde zurückkehren, sie erkennen und töten.» Aussprachen und Therapien halfen — so sehr, dass U. heute bereit, abgetrieben zu haben. Sie habe das «Henkerskind» loswerden wollen, jetzt vermisse sie es. Die Nachbarn unterstützten sie, sagt U. Kürzlich wurde sie als Vertreterin in die örtliche «cellule» gewählt, die zweitunterste von fünf Verwaltungsebenen in Rwanda.

Auch U. plagten materielle Sorgen. Die Nichte will eine Hotelfachschule besuchen, aber dazu reicht das Geld nicht. In U.s Dorf holen die Einwohner Trinkwasser aus einem nahen See. Die Armut sticht ins Auge. Die Regierung erhält für die Armutbekämpfung von ausländischen Gebern gute Noten. Laut einem Bericht des Finanzministeriums ist seit 2008 eine Million Rwander der absoluten Armut entronnen. U.s Haus wurde an das Stromnetz angeschlossen, eine enorme Erleichterung.

Aber die Unterschiede bleiben zu gross. In der Hauptstadt Kigali übernahmen seit 1994 im Sog des regierenden FPR neue Generationen von Abkömmlingen von Tutsi-Flüchtlingen, die im

Ausland aufgewachsen und meist anglofon sind, führende Rollen in Wirtschaft und Verwaltung. Modernisierungsbestrebungen sind sichtbar, aber sie beziehen längst nicht alle Rwander mit ein. Laut einem kürzlich veröffentlichten Bericht der Society for International Development klaffen die Einkommen in Rwanda mehr auseinander als in jedem anderen Land Ostafrikas.

Verstossen und vergessen

Die schwerste seelische Verletzung von Kindern von Vergewaltigern sei durch den Mangel an Mutterliebe verursacht worden, sagt Emmilienne Kambibi, eine Soziologin, die für die amerikanische Hilfsorganisation Foundation Rwanda Gesprächstherapien leitet. Kinder reagierten mit Wutausbrüchen und Selbstisolation auf die Ausgrenzung, oder sie identifizierten sich ersatzweise mit dem monströsen, unbekanntem Vater. Laut der Therapeutin geht dies so weit, dass Töchter den Müttern vorwerfen, die Väter durch ihre Zeugenaussagen hinter Gitter gebracht zu haben.

Wenn Mutter und Kinder im Haus der Grossmutter leben, überspringt die Mutterliebe mitunter eine Generation. Jeanne Mukamusoni, eine Psychologin, die die Probleme von Betroffenen untersucht hat, nennt einen Knaben, der befürchtete, er werde nichts erben und verarmen. «Natürlich wirst du erben», habe die Grossmutter über den Kopf der ablehnenden Mutter versprochen. «Du bekommst mein Stück Land.»

Gérard Niyonsenga hatte weniger Glück. Seine unbekannte Mutter, ein Vergewaltigungsoffer, setzte ihn 1995 nach der Geburt aus. Eine Familie rettete ihm das Leben, aber überdachte die Konsequenzen und schob das Baby in ein katholisches Waisenhaus ab. Im Jahr 2012, als Gérard immer eindringlicher nach der elterlichen Herkunft fragte, verwiesen ihn die Nonnen an die ursprünglichen Pflegeeltern. Diese nahmen ihn auf, aber nutzten ihn aus. Gérard putzte, kochte, betreute Kinder. Er musste die Schule aufgeben und sollte ein Muslim werden.

Letztes Jahr lief er davon. Helfer von Kanyarwanda vermittelten ihn an verständnisvollere Pflegeeltern. Nun geht er wieder in die Schule und ist im «Genozid-Klub» aktiv, einer freiwilligen Schulgruppe, in der Erlebnisse, Fragen, Sorgen ausgetauscht werden. Nur einmal im Leben habe er menschliche Zuneigung erfahren, sagt er auf eine entsprechende Frage. Das sei vor Jahren im Waisenhaus gewesen, ein um 13 Jahre älteres Mädchen, Carine, habe ihn gemocht und ihm geholfen. Dann verschwand sie wieder aus seinem Leben.

Die Schwierigkeiten verändern sich mit dem Alter. Die Kinder litten an Isolation und fielen durch regressives Verhalten auf. Jetzt werden sie erwachsen, die praktischen Probleme nehmen zu. Die jungen Männer sind nicht erbberechtigt, die schulischen Leistungen oft ungenügend. Die Finanzierung von Schulgeld ist prekär. Ausländische Unterstützung durch Organisationen wie Surf oder Foundation Rwanda versiegt. Auf dem Papier verfügt Rwanda über ein vorbildliches Berufsbildungssystem, aber es mangelt an einem leistungsfähigen Privatsektor, der Lehrstellen zur Verfügung stellt. Die Berufsschulen gleichen technischen Hochschulen und verlangen Schulgelder.

Aussöhnungspolitik von oben

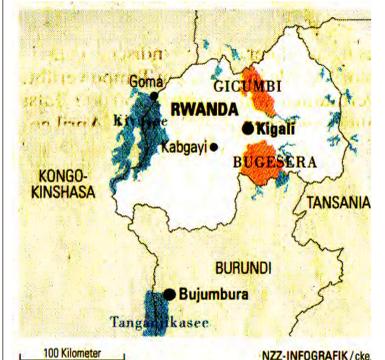
Der Wunsch nach Ruhe und Stabilität ist spürbar. Vergewaltigungsoffer ängstigen sich, wenn in der Nachbarschaft Lärm näherkommt, sie zucken zusammen, wenn ein Wellblech im Wind gegen eine Wand schlägt. Man mag von der staatlich verordneten Versöhnungspolitik halten, was man will, sie entspricht einem breiten Bedürfnis. «Wir benötigen Zeit, um zu trauern und die Ahnen zu begraben», sagt die Betreuerin Beatrice Niweburiza.

Auch nach Schliessung der Gacaca-Gerichte kommen geheim gehaltene

Geschichten von Opfern an den Tag. Das hänge damit zusammen, dass Täter älter würden und stürben oder dass sie aus Kongo-Kinshasas heimkehrten, sagt Niweburiza. Rwander sind verpflichtet, einmal im Monat Gemeinschaftsarbeiten im Umudugudu (Dorf oder Quartier) zu verrichten. Seit Anfang Jahr werden im Anschluss an die Einsätze unter der Affiche Ndi Umunarwanda («ich bin Rwander») Versammlungen abgehalten, an denen unter der Anleitung von Behörden Bekanntmachungen und praktische Anliegen, aber auch Fragen im Zusammenhang mit dem Völkermord zur Sprache kommen.

Die offizielle Versöhnungspolitik setzt einerseits auf Wirtschaftswachstum. Es erreichte in den vergangenen fünf Jahren durchschnittlich über 8 Prozent pro Jahr und soll die tieferen Ursachen des Konflikts zwischen Hutu und Tutsi beseitigen. Andererseits strebt das FPR-Regime danach, dass sich die Jugend zur Nation bekennt, anstatt sich mit einer Ethnie zu identifizieren. Die Begriffe Hutu und Tutsi sind, ausser im geschichtlichen Kontext, tabu. Dass auch die Kriegsverbrechen, die der FPR seinerseits vor und nach dem Genozid begangen hat, konsequent totgeschwiegen werden, dürfte einer echten Aussöhnung dagegen eher abträglich sein.

Ob die Strategie aufgeht, wird sich erst nach zwei oder drei Generationen zeigen. Dass die Volksgruppen die gleiche Sprache sprechen (Kinyarwanda), erleichtert die Aufgabe. Derzeit sind die ethnischen Chiffren freilich nicht vergessen. Eine Therapeutin sagt, bei Zufallsbekanntschaften schätze man das



NZZ-INFOGRAFIK/die

Gegenüber nicht mehr danach ein, ob er oder sie Hutu oder Tutsi seien, in engen Zusammenhängen, am Arbeitsplatz etwa, aber schon. «Man muss wissen, was man sagen kann und was nicht.»

Es fällt auf — aber wird nie ausgesprochen —, dass ausschliesslich Tutsi Genozid-Überlebende betreuen. Zu den öffentlichen Veranstaltungen zum Gedenken an den Völkermord kommen alle Rwander, aber laut einem Beobachter spielen am Rand die Kinder von Tutsi und Hutu getrennt miteinander — ein Hinweis, dass der Unterschied im Familienkreis weiterhin hochgehalten wird.

Traumbeurufe

Für die Kinder der Vergewaltigungsoffer ist die Zukunft ungewiss. Schulische Probleme sind ein hervorstechendes gemeinsames Merkmal. Die meisten haben trotz dem Alter von 19 Jahren noch mehrere Schuljahre vor sich — wenn sie die Schule nicht abgebrochen haben. Gérard absolviert die dritte von sechs Sekundarschulklassen, die Leistungen sind ungenügend. Er hat sich in den Kopf gesetzt, aus seiner Lebensgeschichte einen Dokumentarfilm zu machen, aber es gibt in Rwanda keine Filmschule, die sich allenfalls für sein Script interessieren würde. Auch Patrick muss noch vier Jahre lang in die Schule. Seine Resultate sind besser: 57 von 100 Punkten im letzten Zeugnis. Als Berufswunsch gibt er Richter an. Gerechtigkeit komme zu kurz, sagt er zur Begründung und nennt als Beispiel, dass die Mörder des Genozids in vielen Fällen zu leicht wegkommen seien.

Weiterer Artikel Seite 13